

Thomas Sparr
Todesfuge
Biographie eines Gedichts

Thomas Sparr

Todesfuge

Biographie eines Gedichts

Deutsche Verlags-Anstalt

25.006-6/8

Muzeul
Literaturii
Române

Todesfuge

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich abends
wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich nachts
wir trinken und trinken
Wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar
Margarete
er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne er
pfeift seine Rüden hervor lässt schaufeln ein Grab in der Erde
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes Haar
Margarete
Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den Lüften da
liegt man nicht eng

Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet und
spielt
er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingt seine Augen sind blau
stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr andern spielt weiter zum
Tanz auf

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen

Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann stolzt ihr als Rauch in die
Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng

Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der Luft
er spielt mit den Schlangen und träumt der Tod ist ein Meister aus
Deutschland

dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith

Paul Celan

*Die »Todesfuge« in einem frühen Typoskript mit handschriftlichen
Korrekturen von Paul Celan, das 1947 im Besitz von Alfred Margul-Sperber
blieb. Heute im Literaturmuseum Bukarest*

Todesfuge

*Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends
wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts
wir trinken und trinken
wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der
schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes
Haar Margarete
er schreibt es und tritt vor das Haus und es blitzen die Sterne
er pfeift seine Rüden herbei
er pfeift seine Juden hervor läßt schaufeln ein Grab in der
Erde
er befiehlt uns spielt auf nun zum Tanz*

*Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich morgens und mittags wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
Ein Mann wohnt im Haus der spielt mit den Schlangen der
schreibt
der schreibt wenn es dunkelt nach Deutschland dein goldenes
Haar Margarete
Dein aschenes Haar Sulamith wir schaufeln ein Grab in den
Lüften da liegt man nicht eng*

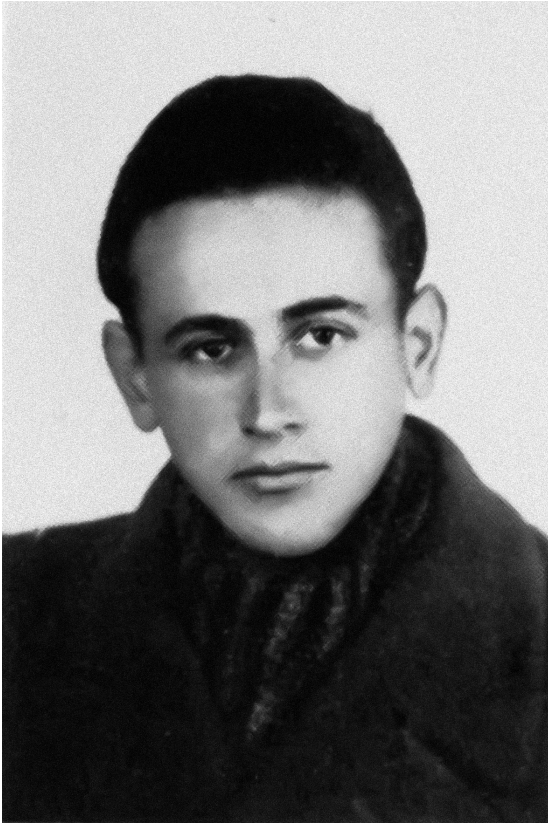
*Er ruft stecht tiefer ins Erdreich ihr einen ihr andern singet
und spielt
er greift nach dem Eisen im Gurt er schwingts seine Augen sind
blau
stecht tiefer die Spaten ihr einen ihr anderen spielt weiter zum
Tanz auf*

*Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags und morgens wir trinken dich abends
wir trinken und trinken
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith er spielt mit den Schlangen*

*Er ruft spielt süßer den Tod der Tod ist ein Meister aus
Deutschland
er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in
die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng*

*Schwarze Milch der Frühe wir trinken dich nachts
wir trinken dich mittags der Tod ist ein Meister aus
Deutschland
wir trinken dich abends und morgens wir trinken und trinken
der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau
er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau
ein Mann wohnt im Haus dein goldenes Haar Margarete
er hetzt seine Rüden auf uns er schenkt uns ein Grab in der
Luft
er spielt mit den Schlangen und träumet der Tod ist ein Meister
aus Deutschland*

*dein goldenes Haar Margarete
dein aschenes Haar Sulamith*



Paul Antschel um 1941

Einleitung

*K*aum ein Gedicht der Weltliteratur, erst recht keines des 20. Jahrhunderts, hat es zu solcher Berühmtheit gebracht wie die »Todesfuge« von Paul Celan. Generationen von Schülern haben es wenn nicht auswendig gelernt, so doch gelesen oder rezitiert gehört. Die »schwarze Milch der Frühe«, die wir trinken, oder dass der Tod »ein Meister aus Deutschland« sei, wird wieder und wieder zitiert, mehr oder weniger deutlich erwähnt. Wolfgang Emmerich hat die »Todesfuge« ein »Jahrhundertgedicht« genannt, ein Gedicht, das die grundlegende Erfahrung des 20. Jahrhunderts in sich aufnimmt und weitergibt.

Und doch steht die Bekanntheit und Verbreitung des Gedichts in einem eigenartigen Missverhältnis zur Erkenntnis des Ganzen wie zur Kenntnis im Einzelnen. Das Ungefähre überwiegt, wenn es um die Entstehung des Textes geht, um seine Wirkung und deren Wandlungen.

Auf Deutsch geschrieben, erschien die »Todesfuge« zuerst auf Rumänisch unter einem anderem Titel, kam bald darauf in dem Gedichtband *Der Sand aus den Urnen* in Wien heraus, den Celan rasch einstampfen ließ, weil er zu viele Druckfehler enthielt. Anfang 1951 erschien das Gedicht unter dem Titel »Fugue de la Mort« auf Französisch, bis es schließlich im Dezember 1952 in dem Band *Mohn und Gedächtnis* bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herauskam.

Paul Celan schrieb dieses Gedicht, wie wir heute vermuten, Ende 1944, Anfang 1945 in Czernowitz oder aber wenige Monate später in Bukarest. Ort und Zeit sind darin eingegangen, haben sich dem Text eingepägt. Und doch reicht es über den Ort hinaus. Wenn wir die »Todesfuge« heute lesen, lesen wir ihre Wirkungsgeschichte mit, vermutlich so sehr, dass wir ihre Entstehung oder vielmehr die Frage danach allzu leicht vergessen. Denn alle Begriffe, mit denen wir diesen Text deuten – Lyrik nach Auschwitz, ein Gedicht über den Holocaust, ein frühes Zeugnis der Shoah –, sind dem Gedicht erst viel später zugewachsen oder genauer: Sie sind aus ihm erwachsen. Was wir mit Bezeichnungen wie Auschwitz, Holocaust, Shoah verbinden, hat die »Todesfuge« auf besondere Weise mitbeeinflusst. Seinen 1951 publizierten und berühmt gewordenen Satz, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben sei barbarisch, hätte Adorno vielleicht auch gesagt, wenn er die »Todesfuge« bei der Niederschrift 1949 schon gekannt hätte; wir wissen es nicht. Das Verständnis des Gedichts hat dieser Satz jedenfalls stark bestimmt, wie das Gedicht wiederum auf das Verständnis von Adornos Satz zurückgewirkt hat.

Im 20. Jahrhundert habe die Geschichte die Geographie »aufgefressen«, soll Celan gesagt haben. Das betrifft seine Herkunft wie die Entstehung seines Werkes. Der Schatten dessen, der aus »dem Osten« kam, der in Wirklichkeit die Mitte Europas war, hat Celan nahezu sein ganzes Leben begleitet. »Die Landschaft, aus der ich – auf Umwegen! aber gibt es das denn: Umwege?⁹ – zu Ihnen komme, dürfte den meisten von Ihnen unbekannt sein«, bemerkt er seinen Zuhörern gegenüber, als er 1958 für den Bremer Literaturpreis dankt.

Und auch als ich, ein Schüler in Lübeck, ganz nah an der deutsch-deutschen Grenze, Paul Celans Gedichte zu lesen begann und mich später als Student mit seinem Werk beschäftigte, war diese Welt im Osten noch ganz verschlossen; nur ausnahmsweise durfte man dorthin reisen. Einunddrei-

ßig Jahre nach Celans Dankesrede aber hat die Geschichte die Geographie wieder »ausgespuckt«: 1989 fiel der Eiserner Vorhang, Grenzen wurden niedergerissen, Räume geöffnet. Auch Czernowitz und die Bukowina wurden zugänglich, weiterhin unbekannte Orte, die es allererst zu erforschen galt.

Paul Celan wäre beim Fall des Eisernen Vorhangs gerade einmal 69 Jahre alt gewesen. Kurze Zeit später löste sich die Sowjetunion auf. Man stelle sich für einen Augenblick vor, er hätte diese epochale Wende erlebt und wäre in die Stadt seiner Herkunft zurückgekehrt. Unsere Perspektive hat sich grundlegend verändert, erweitert: War »Czernowitz« vor 1989 ein beiläufiger Topos oder nur eine unbekannte Größe, ist es heute eine vielfach bereiste, historisch neu vermessene Stadt in der Ukraine. Die »nun der Geschichtslosigkeit anheimgefallene Provinz der Habsburgermonarchie«, von der Celan 1958 sprach, wurde einige Jahrzehnte später zu einer Metropole der Literaturgeschichte und der Literatur. Seit 2010 versammelt das Festival »Meridian« dort an jedem zweiten Septemberwochenende im Jahr Lyriker, Kritiker und Literaturwissenschaftler aus aller Welt zu Lesungen, Diskussionen, Gesprächen. Der Name des Festivals geht unmittelbar auf Paul Celan zurück, der 1960 seiner Dankesrede zur Verleihung des Büchner-Preises in Darmstadt diesen Titel gab, Maßstäbe setzend für sein Werk, die Lyrik seiner Zeit, aber auch die zukünftige, die unserer Gegenwart.

Das Gedicht, das ihn berühmt machte, hat ihn ein Vierteljahrhundert begleitet. Die erste, halböffentliche Lesung auf der Tagung der Gruppe 47 im Mai 1952 in Niendorf an der Ostsee war nach dem Urteil des einladenden Hans Werner Richter ein »Reinfall«. Celan hat es nach einigen weiteren öffentlichen Lesungen später nie wieder vorgetragen, sich von 1961 an sogar gegen dessen Abdruck in Anthologien gesperrt. Und doch hat sich das Gedicht immer weiter verbreitet und wurde nach Hermann Hesses »Stufen« zum meistübersetzten

Gedicht deutscher Sprache. Ich spreche von der Biographie eines Gedichts, weil Celans »Todesfuge« an den Knotenpunkten seiner Biographie immer wieder auftaucht, gerade dann, wenn man sie nicht vermutet, unmittelbar wie vermittelt, explizit oder verborgen. Celan selber bezieht sich später auf sein frühes Gedicht, am intensivsten in »Engführung« von 1958, das man als Erwiderung auf die »Todesfuge« und deren Erweiterung lesen kann.

Nicht nur die Zeitläufte haben sich in den letzten dreißig Jahren gravierend verändert, auch die Erforschung von Celans Werk hat dies getan: Wir verfügen über zwei Gesamtausgaben, die Bonner und die Tübinger, eine historisch-kritische, eine kritische, zahlreiche Einzelausgaben. Die Briefwechsel, angefangen mit dem von Nelly Sachs von 1993, geben Aufschluss über biographische Konstellationen, die umfangreiche Korrespondenz von Paul Celan mit seiner Frau Gisèle Celan-Lestrange, 2001 von Bertrand Badiou, unterstützt von Eric Celan, herausgegeben, erschließen zwei Jahrzehnte seines Lebens in Paris auf ganz neue Weise. Wir können heute nahezu jeden Tag in Celans späterem Leben verorten. Die kommentierte Ausgabe der Gedichte von Barbara Wiedemann enthält nicht nur weithin präzise Daten und Orte zur Entstehung des jeweiligen Textes. Dessen Kontext lässt sich heute genauer fassen als je zuvor.

Auch wenn man so viel an Wissen hinzugewonnen hat, es bleiben noch Fragen offen: Wir haben weniger Kenntnis vom historischen Kontext, in dem Paul Celan publiziert hat, weniger auch von der weiter reichenden Wirkung seiner Gedichte, nicht nur in Deutschland, sondern darüber hinaus. Auch die Verfolgungsgeschichte der Familie von Paul Celan müssen wir heute genauer erforschen.

Das soll anhand des Gedichts versucht werden, das die weiteste Verbreitung gefunden hat. In diesem Buch treten Orte und Jahreszahlen zusammen. Bei einem Dichter, für den

Daten eine so entscheidende Rolle spielten, aber auch die Orte – auf jedem Brief von ihm vermerkte er beides –, versteht sich das fast von selbst. Celans Poetik der Orte und Daten¹ reicht von Czernowitz 1944 über Bukarest 1945, Wien 1947, Paris, Stuttgart, New York, Scheveningen, Bremen bis nach Budapest, Ostberlin, Stockholm, immer wieder Paris und Jerusalem 1969. Es sind Zeiträume, die einen entscheidenden Ort und ein bestimmtes Datum nennen, doch zugleich darüber hinausreichen. Stockholm 1966 greift einen Moment in Zürich 1960 auf, Budapest 1962 hat mit Madrid und Paris zu tun, und Stuttgart im Dezember 1952 stellt Weichen für die kommenden Jahre, während Lübeck 1963, als Ort eher vom Zufall gefügt, nach Czernowitz zurückführt. Orte und Daten verbinden sich zu thematischen Konstellationen, exemplarisch seien genannt die »Todesfuge« vor Gericht, die »Todesfuge« im Film oder als Krankheit.

Dabei kann es nicht darum gehen, Celans »Todesfuge« »eigentlich«, das heißt autoritativ und endgültig, zu deuten. Sein ganzes Werk wendet sich gegen solche Eigentlichkeit. Es legt Spuren der Deutung durch präzise Daten und Orte. Die Lesenden müssen ihr genaues Verständnis selber finden. Auch die »Todesfuge« kann, da sie eine Erscheinungsform der Sprache und damit ihrem Wesen nach dialogisch ist, in Celans Bild »eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiss nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht«.²

Bedeutende Philologen und Philosophen haben sich Paul Celan und seinem Werk zugewandt, Beda Allemann, Peter Szondi, Jean Bollack, Hans-Georg Gadamer, Jacques Derrida, Bernhard Böschstein, Werner Hamacher, um nur sie zu nennen. Aber es scheint, dass dieser Dichter etwas Inkommensurables, Geheimnisvolles behält. Zum Glück!



Czernowitz um 1900

»Die Landschaft, aus der ich
zu Ihnen komme«

Als 1944 endete und das Jahr 1945 anbrach, lagen europäische Städte in Trümmern, Coventry und Rotterdam, Berlin und Caen, Leningrad, Wien, Budapest und Bukarest waren bombardiert worden, Dresden würde im Februar des Jahres zerstört werden, Warschau war eine einzige Ruine, so wie Hamburg weithin in Schutt und Asche lag. Der Kontinent glied sich von Nord nach Süd, von Ost nach West am meisten in den Schneisen seiner Zerstörungen. Der von Deutschland entfachte Weltkrieg hatte die großen und kleinen Metropolen Europas, seine Industrie- wie Hafenstädte in Trümmerstätten verwandelt.

In kaum einer Stadt hatte der Furor von Zerstörung und Verschwinden solche Spuren hinterlassen wie in Czernowitz. Weniger äußerlich durch Bombardierungen, mutwillig gelegte Brände oder bei Straßenkämpfen zerschossene Häuser. Das Stadtbild blieb weithin erhalten. In Czernowitz war das Innere der Stadt unwiderrufflich dahin, ihre Seele, genauer: ihre Seelen, ihre Kulturen, ihr Reichtum an Sprachen, Literaturen, an Bildung, Musik, Theater und Malerei, an vielerlei Handwerk und kleinen, ganz eigenen Traditionen. Die Pluralität der Stadt, über mehr als ein Jahrhundert hinweg erschaffen, aufgebaut und bewahrt, war innerhalb weniger Jahre einer einzigen Verwüstung gewichen. Tausende von Menschen waren deportiert, ermordet, Abertausende ver-

trieben oder umgesiedelt, ihre Häuser aufgegeben, beschlagnahmt, geplündert worden.

Im Januar 1958 bei der Entgegennahme des Bremer Literaturpreises spricht Celan von einer »Gegend, in der Bücher und Menschen lebten ... in dieser nun der Geschichtslosigkeit anheimgefallenen ehemaligen Provinz der Habsburger Monarchie«³ und gibt seinem Auditorium so einen ersten Eindruck von seiner Herkunft.

Der Blick führt von der Zerstörung zur Entstehung. Spuren der einstigen Vielfalt und des Reichtums entdeckt man bis heute in Czernowitz, geht man vom Theaterplatz zum Ringplatz, über die Russische Gasse zur Armeniergasse, nahe der Maria-Theresien-Gasse, die alle inzwischen anders heißen. Die Armeniergasse heißt heute auf Ukrainisch *Virmenska*, auf Rumänisch war es die *Dmitri Petrino*, die Judengasse war erst die *Evreiasca*, dann die *Shalom Alejhema* (immerhin klingt in den Namen der ursprüngliche, Judengasse, noch an), die Schulgasse wurde zur *General Prezan* (nach einem rumänischen General des Ersten Weltkriegs), aus der dann die *Skilna* wurde.⁴ Die Um- und Neubenennungen der Straßen der Stadt erzählen ganze Geschichten von Siegern und ihren Namen, ihren Sprachen, Plätzen ebenso wie von den Verlusten und getilgten Namen.

In seinem Buch über Paul Celans Jugend, das Israel Chalfen, 1909 in Czernowitz geboren, in den 1970er Jahren in Jerusalem schrieb, führt er seine Leser durch das k.k. Czernowitz seiner Kindheit und die rumänische, doch weithin noch österreichisch geprägte Stadt seiner Jugend, durch die Brückenstraße, Bahnhofstraße und Hauptstraße, über die Grünanlagen der Habsburgshöhe, des Privatparks der Göbelshöhe und des städtischen Schillerparks:

Hat man die große steinerne Pruthbrücke überschritten und den rot-weißen Wagen der einzigen elektrischen Straßenbahn-

linie der Stadt bestiegen, gelangt man bald zum Hauptbahnhof der Staatsbahn, der mit Kuppeldach und Glashalle an Wien erinnert. Weiter geht es mit der »Elektrischen« den steilen Anstieg der Hauptstraße hinauf, und man wundert sich, daß die kleine Bahn das Gefälle überwinden kann. Die steilste Stelle heißt sogar »das Schief«. Neben der Straßenbahn fahren schwere Pferdefuhrwerke und leichte Droschken – das Auto ist noch eine Rarität –, und der »Kondukteur« der Straßenbahn muß heftig klingeln, um die den Fahrdamm willkürlich überschreitenden Fußgänger zu warnen und auch die schreienden Kutscher und das Knallen der Peitschenhiebe zu übertönen.⁵

Chalfens historischer Stadtrundgang im erlebten Präsens führt über den Ringplatz, »das Herz der Stadt«, am klobigen »Magistrat«, dem Rathaus mit viereckigem Uhrturm, vorbei, in die sich lang hinziehende Siebenbürgenstraße, die heutige Golovna, in die südlich gelegene Oberstadt an der rundtürmigen rumänischen Kathedrale und dem rumänischen Oberrealgymnasium vorbei über den ausgedehnten Volksgarten zur Endstation der Straßenbahn am südlichen Bahnhof. Chalfen schildert die einstmals prächtigste Straße der Stadt, die Herrengasse, mit dem »Deutschen Haus«, mit Giebeln, schwarz-weiß-roter Wandbemalung und holzgetäfelter Bierhalle im Erdgeschoss. Der »altdeutsche große Saal« des Gebäudes wurde in den 1920er Jahren an die jüdische Gemeinde für Gottesdienste an den hohen Feiertagen vermietet. Von der Herrengasse gelangen wir über die Maria-Theresien-Gasse über die Josephgasse zur Wassilkogasse mit Paul Antschels Elternhaus. Antschel, auf Rumänisch, war der ursprüngliche Familienname, in der Bukowina weit verbreitet, so dass ihn der junge Dichter später änderte.

Die Geschichte der Stadt wie der »Gegend, in der Menschen und Bücher zuhause waren«⁶, reicht weit zurück: 1774 hatten die Habsburger die russische Besetzung des Landes

am Fluss Pruth beendet und die Bukowina besetzt, deren Name vermutlich auf das ukrainische *buk* für Buche zurückgeht, das Buchenland, in dem Ukrainer, Rumänen, Juden und Deutsche, Polen und Ungarn, Huzulen und Lipowaren, Ethnien, die heute kaum einer mehr kennt, Slowaken, Tschechen, hindurchziehende oder sesshaft gewordene Sinti und Roma und Armenier wohnten. Eine Vielvölkerregion, die vor allem auch den Juden, die vor den Pogromen in Polen und Russland flohen, Zuflucht bot. So entkam der chassidische Zadik (der Gerechte, Bewahrer, ein Ehrentitel) Israel Friedman 1841 der Verfolgung in seiner zaristischen Heimat und errichtete seinen »Hof« auf dem ehemaligen Landsitz eines russischen Generals in Sadagora, dem Nachbarort von Czernowitz, heute ein Teil der Stadt, der so zu einem Anziehungspunkt für Chassidim, Juden aus Osteuropa, wurde, deren Lebens- und Glaubenswelt Martin Buber in seinen Erzählungen überliefert hat. Während die Haskala, die jüdische Aufklärung, sich im Westen des Kontinents ausbreitete, entstand in und um Sadagora die östliche Gegenwelt, in der die Chassiden ihre Frömmigkeit in Tänzen, Liedern, Ritualen, in überlieferten Erzählungen und Legenden unmittelbar lebten. Heute, achtzig Jahre nach seiner Zerstörung, wird der Hof des Zadik Israel Friedman wieder errichtet und zieht vor allem amerikanische Chassiden an. Auch Czernowitz teilte sich in ein chassidisches, streng jüdisches Viertel im Süden der Stadt und ein weltlich-europäisches im Norden.

1849 wurde die Bukowina, bislang Teil Galiziens, unter dem jungen Kaiser Franz Joseph zum Kronland erhoben; die Krone gestand ihr historische wie politische Individualität zu, wie es österreichische Staatswissenschaftler im 19. Jahrhundert umschrieben, eben Autonomie. Die Reichsverfassung sah für die Bukowina 1861 einen Landtag in Czernowitz vor, eine Regierung, den sogenannten Landesausschuss, und als Vertreter des Kaisers einen Landespräsidenten. Die dünn

besiedelte Bukowina benötigte nach der Eroberung durch die Habsburger Einwanderer, und so waren arme Bauernfamilien vor allem aus Süddeutschland, aber auch aus dem Rheinland, aus Franken oder dem Böhmerwald dem Aufruf von Kaiser Joseph II. gefolgt und hatten sich im neuen Teil seines großen Reiches angesiedelt. Die »Schwab« waren donauabwärts gezogen und hatten sich im Banat wie in der Bukowina niedergelassen; auf die Bauern folgten Handwerker und Händler. Auf dem Land sprach man zumeist Ukrainisch oder Rumänisch; in die Dörfer oder Märkte Fratautz, Jakobeni, Eisenau und Pojorita, in deren Verwaltungen, Geschäfte, Kontore und erst recht in Czernowitz zog Deutsch als Amts- und Umgangssprache ein. Stadt und Land erlebten eine wirtschaftliche Blüte. Holz wurde aus der waldreichen Umgebung gewonnen, Dampfsägen gingen in Betrieb, man eröffnete Brennereien, Ziegelöfen und Mühlen, Glas- und Textilfabriken nahmen ihren Betrieb auf, und 1866 wurde die Eisenbahn von Lemberg über Czernowitz nach Wien eingeweiht, eine Linie, die nicht nur Güter und Fahrgäste beförderte, sondern ebenso deren Ideen, zu Papier gebracht oder nicht, Erzählungen, Essays, fertige wie unabgeschlossene Manuskripte, Bücher, die die Eisenbahn von Klein-Wien nach Wien und zurück beförderte.

Die wirtschaftliche Prosperität rief, wie immer, das Verlangen nach Bildung auf den Plan. Czernowitz errichtete eine »israelitisch-deutsche Knabenschule«, und immer mehr jüdische Kinder besuchten die Volks- und Mittelschulen, die Berufsschulen, vor allem das Deutsche Staatsgymnasium in der Stadt. Die rechtliche Gleichstellung der Juden 1867 zog noch mehr jüdische Einwanderer an. Im ersten Landtag der Provinz von 1861 saßen zwei jüdische Abgeordnete, bis zum Ende der Monarchie werden stets Juden im Czernowitzer Stadtrat vertreten sein, der zwei Mal Juden zu Bürgermeistern wählen würde. Die 1875 gegründete Franz-Josephs-Universität zählte

um 1900 rund 40 Prozent jüdische Studenten und zahlreiche jüdische Professoren und Dozenten. Juden leiteten die deutschsprachigen Zeitungen der Stadt. Die Verwaltung, Gerichte, Schulen, Polizei und das k.k. Heer nahmen Juden auf, zu einer Zeit, als in Berlin, Straßburg oder Heidelberg nicht daran zu denken war. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatten jüdische Industrielle, Kaufleute und Bankiers eine führende Stellung im Wirtschaftsleben der Bukowina und ihrer Hauptstadt. Die letzte kaiserliche Volkszählung von 1910 teilte die 87 235 Einwohner von Czernowitz in rund 30 000 Juden als größte »Volksgruppe«, daneben 17,9 Prozent Ruthenen (Ukrainer), fast gleich viele Polen, 15,7 Prozent Rumänen und 14,5 Prozent Deutsche.

Das halbe Jahrhundert von der Emanzipation der Juden bis zum Ende der langen Regentschaft von Kaiser Franz Joseph 1918 nannten die Czernowitzer im Rückblick »das goldene Zeitalter«, eine vergoldende Erinnerung, denn es gab in der Stadt Spannungen zwischen Juden und Deutschen, die zwar Sprache und Kultur verband, zwischen Ukrainern und Polen oder Ungarn, den Sinti und Roma, und erst recht gab es Auseinandersetzungen mit den Rumänen. Und doch stiftete die habsburgische Doppelmonarchie einen politischen Konsens – ein österreichisch-ungarisches Vernunftgebot – unter den unterschiedlichen Volksgruppen, heute würden wir von Ethnien sprechen, das es in der verbindenden Kraft so vorher nicht gegeben hatte und auch später nicht mehr geben würde.

Straßen und Plätze waren nach berühmten Persönlichkeiten des Judentums wie Theodor Herzl benannt, es gab ein imposantes Jüdisches Nationalhaus auf dem Theaterplatz und das erwähnte »Deutsche Haus«. In der reichen Oberstadt fanden sich zahlreiche jüdische Firmen um den orientalisch anmutenden Springbrunnen.⁷ Doch die ausladende Kulisse von Gebäuden und Geschäften darf nicht darüber hinweg-

täuschen, dass es über die Jahrzehnte einen grundlegenden Konflikt zwischen den Vertretern des Reformjudentums, den Modernen, und den Traditionalisten, den Orthodoxen, gab, die großen Einfluss auf die bedürftigen Schichten behielten, die vor allem in der armen Unterstadt lebten.

Die ferne, nahe Sprache

Die Bewohner der Unterstadt sprachen Jiddisch – und eben nicht Deutsch wie ihre assimilierten Glaubensbrüder. Nathan Birnbaum und andere Gelehrte verlangten die Gleichberechtigung der jiddischen Sprache. Im Sommer 1908 fand in Czernowitz die erste Weltkonferenz für die jiddische Sprache statt, die Nathan Birnbaum, Theodor Herzls ehemaliger Sekretär, von New York aus organisiert hatte. Sie durfte nicht im Jüdischen Volkshaus abgehalten werden, die bürgerliche Kultusgemeinde hatte dagegen protestiert. Ihr war das Jiddische nicht anerkannt genug. Also fand die Konferenz im Ukrainischen Volkshaus statt. Es kamen Autoren, Verleger, Kritiker, Gelehrte, um über die Standardisierung des Jiddischen als »Nationalsprache des jüdischen Volkes« zu diskutieren. Sie forderten die politische, soziale und kulturelle Gleichberechtigung ihrer Sprache. Der Schriftsteller Jizchok Lejbusch Peretz sagte: »Ein jüdisches Volk, seine Sprache ist Jiddisch, und in dieser Sprache wollen wir unseren Schatz sammeln, unsere Kultur erschaffen, unsere Seele wecken und uns kulturell vereinigen über alle Länder hinweg und zu allen Zeiten.«⁸ Das war ein politisches Programm und zeitigte Wirkung. 1911 erkannte der Landtag an, dass die Juden als eine nationale Gruppe zu behandeln wären – allerdings vergebens, die Regierung in Wien duldet keine Gesetzesänderung. Juden wurden weiterhin als Konfession, nicht als Nation und über ihre »Konversationsprache« als Deutsche

bestimmt. Das Jiddische galt als Jargon des Deutschen. Das österreichische Recht kannte und anerkannte auch weiterhin nur eine israelitische Konfession.

»Jiddisch is hefker«, nennt Itzik Manger, 1901 in Czernowitz geboren, als junger Dichter seinen »Farlag«. Jiddisch ist herrenlos, gehört niemandem, ist aufgegeben. Eine »Niemandssprache«, wie Efrat Gal-Ed ihre Biographie über Itzik Manger nennt. Das jiddische *hefker* geht auf den Talmud zurück: »Was der Landwirt auf seinen Feldern absichtlich nicht erntet, ungeschnitten oder ungepflückt für die Armen stehen lässt, was er ihnen überlässt, wird als *hefker* bezeichnet. Im Jiddischen evoziert *hefker* den Umstand der Schutzlosigkeit und Gefährdung des Herrenlosen: Der verlassene Mensch ist in einen rechtsfreien Raum verbannt, aus jeglicher Gesetzlichkeit ausgeschlossen, der Willkür überlassen, vogelfrei.«⁹ Es bedeutet auch: unbehaust, umherirrend, schamlos, frivol, ohne Gesetz und Glauben. Niemandssprache. Itzik Manger hat, gemeinsam mit anderen, dem Jiddischen Stolz und Geltung einer Weltliteratur verschafft und dabei das Nichtkanonisierte, Offene der Volkssprache aufgenommen, das Umherirrende aufgelesen und zugleich an seine Zeitgenossen appelliert, Jiddisch nicht beiseite liegen zu lassen.

Czernowitz war nicht allein die Stadt des lange Zeit herrenlosen Jiddisch, sondern ebenso die des gefärbten Deutsch, des anders klingenden Rumänisch, Armenisch oder Ungarisch. Eine Vielsprachenstadt, deren Hauptsprache bis 1918 Deutsch war. An das eigentümliche Sprachengemisch seiner Kindheit erinnert sich Zvi Yavetz viele Jahre später in Tel Aviv: »Das ›a‹ wurde wie ›o‹ ausgesprochen, zum Beispiel: Ich ›schlofe‹ statt ›schlafe‹. Statt ›ei‹ sagten sie ›aa‹ (zum Beispiel ›Klaader‹ statt ›Kleider‹); ›o‹ statt ›u‹ (zum Beispiel ›Worscht‹ statt ›Wurst‹ und ›Dorscht‹ statt ›Durst‹). Im Laufe der Zeit eigneten sie sich auch rumänische und jiddische Begriffe an – zum Beispiel ›Pofte‹ (von ›Pofta‹ = Appetit) oder ›dultschet‹

(vom rumänischen ›dulceață‹ = Marmelade) oder ›Moire‹ (›Furcht‹ auf Jiddisch) oder ›Punem‹ (›Gesicht‹ auf Jiddisch) usw.« Zum Czernowitzer Deutsch gehörte »Schmetten« für Sauerrahm, Schmand, von »smetana« in den slawischen Sprachen, »piste« für langweilig, vom ukrainischen »pusto«, leer, und das Verb »dillen«, auch hier aus dem Ukrainischen, für weitschweifiges Reden.¹⁰

Wie sehr das Jiddische eine ebenso nahe wie ferne Sprache auch für den heranwachsenden Paul gewesen sein muss, erhellt eine Geschichte, die sein Zeitgenosse Zvi Yavetz überliefert. In den 1930er Jahren nahmen die Auseinandersetzungen zwischen den Volksgruppen immer mehr zu, vor allem zwischen den Ukrainern und Juden, den Rumänen, die als neue Herren nach dem Ersten Weltkrieg die jüdische Bevölkerung nicht ausreichend schützten und oft eine antisemitische Einstellung an den Tag legten, und auch den Polen, die den Juden nicht wohlgesinnt waren, aber auch mit anderen Volksgruppen querlagen:

Unsere Waschfrau, Frau Valissowa, eine Polin, die mit meiner Großmutter auf gutem Fuß zu stehen schien, weil die ihr immer die Träume deutete, drohte uns 1938 plötzlich: ›Wartet noch ein bisschen, bald wird Hitler auch Rumänien erobern, und das wird das Ende der Juden sein.‹ Meine Großmutter war entsetzt und antwortete: ›Es ist möglich, dass das Unglück mit uns anfangen wird – aber auch die Polen werden der Katastrophe nicht entrinnen‹, und sie fügte das jiddische Sprichwort hinzu: ›Bei Jiden heibt sich un, aber bei Gojim losst sich ois.‹ (Bei den Juden fängt es an, aber Nichtjuden leiden später auch.) Es tut mir außerordentlich leid, dass meine Großmutter – als zahlreiche polnische Flüchtlinge im September 1939 in Czernowitz Zuflucht suchten – der Valissowa nicht mehr sagen konnte, wie recht sie gehabt hatte; sie starb nämlich einige Tage nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.¹¹

Auf die Frage seines amerikanischen Übersetzers Jerome Rothenberg, wo er Jiddisch gelernt habe, wird Celan 1967 antworten: in den Arbeitslagern der 1940er Jahre.

Das Wortlaub von Czernowitz

»Eine entlegene, osteuropäische Stadt, nicht groß, nicht klein: Czernowitz, die Hauptstadt des Kronlandes Bukowina, der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie«, schreibt Rose Ausländer in ihren *Erinnerungen an eine Stadt*, die für sie bis 1944 eigentlich eine österreichisch-ungarische Stadt blieb: »Die verschiedenen Spracheinflüsse färbten natürlich auf das Bukowiner Deutsch ab, zum Teil recht ungünstig. Aber es erfuhr auch eine Bereicherung durch neue Worte und Redewendungen. Es hatte eine besondere Physiognomie, sein eigenes Kolorit. Unter der Oberfläche des Sprechbaren lagen die tiefen, weitverzweigten Wurzeln der verschiedenartigen Kulturen, die vielfach ineinandergriffen und dem Wortlaub, dem Laut- und Bildgefühl Saft und Kraft zuführten. Mehr als ein Drittel der Bevölkerung war jüdisch, und das gab der Stadt eine besondere Färbung. Altjüdisches Volksgut, chasidische Legenden »lagen in der Luft«, man atmete sie ein.« Rose Ausländer nennt es ein »barockes Sprachmilieu«, ein »Wortlaub« aus teils alten, ganz verschiedenen Sprachen.¹²

Diese Sprachenvielfalt ging über die Jahre mit einer Vielzahl von Ideen einher, die im Wettstreit miteinander lagen. Das eine war Ausdruck des anderen. Es waren vor allem der Sozialismus wie der Nationalismus in seinen Schattierungen und mit Akzenten, die jede Nation für sich setzte, Rumänen ganz anders als Ukrainer, die Deutschen, die mit den Juden die Sprache teilten, gingen eigene Wege und verwarfen oder bekämpften gar die andere Auslegung. Und es gab den Zionismus, dem vor allem jüngere Juden anhängen. All diese Ideologien waren damals in

Europa, in Ost wie West, im Schwange; in der Vielvölkerstadt Czernowitz nahmen sie besondere Couleur an. Die Arbeiterpartei Poale Zion trat für die Belange jüdischer Arbeiter ein. Andere Politiker warben für eine jüdische Nation in Abgrenzung zur deutschen Volksgruppe. Und der Zionismus schloss sich schließlich Theodor Herzls Idee eines eigenen Judenstaates an mit Hebräisch als Landessprache, gegen die sich wiederum die »Jiddischisten« wehrten.

Zeitungen schossen wie Kraut aus dem Boden. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Czernowitz rund 300 deutschsprachige Periodika, Tages- wie Wochenzeitungen, Monatsschriften, Fachorgane, oft herausgebracht von den politischen Vereinen, Bildungseinrichtungen, Theatern der Stadt. Die wichtigsten Tageszeitungen waren die *Bukowinaer Rundschau* (1882–1907), die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* (1903–1940) und das *Czernowitzer Morgenblatt* (1918–1940).

Ebenso überbordend vielfältig war die Literatur, die in den zahlreichen Zeitungen erschien. Andrei Corbea-Hoișie hat in seinem *Jüdischen Städtebild Czernowitz* etwas von dieser Fülle an Formen und Inhalten gezeigt, die in der Stadt entstand: von Karl Emil Franzos über Nathan Birnbaum, Rose Ausländer, Alfred Kittner, Gregor von Rezzori, Selma Meerbaum-Eisinger, Aharon Appelfeld oder Norman Manea, um nur einige zu nennen. Sie brachten Reiseeindrücke wie Erinnerungen an die Heimatstadt hervor, Begegnungen, Porträts, Romane ebenso wie Gedichte oder Novellen. Man erfährt etwas über den »jüdischen Schulverein in Czernowitz« wie das »Ethische Seminar«, die Ober- wie die Unterstadt. Diese einmalige, historisch-geographisch fast simultane Mischung von ganz Unterschiedlichem, oft Auseinanderstrebendem brachte Karl Emil Franzos vor 120 Jahren auf den Begriff: Czernowitz sei ein Schwarzwalddorf, ein podolisches Ghetto, eine kleine Wiener Vorstadt, ein Stück tiefstes Russland und ein Stück modernstes Amerika.

Der Erste Weltkrieg bedeutete für diese west-östliche Welt eine Zäsur. Russische Truppen besetzten das österreichisch-ungarische Czernowitz in dieser Zeit drei Mal, am längsten vom Sommer 1916 bis zum August 1917, als österreichische Truppen die Stadt wieder einnahmen.

Am 11. November 1918, dem Tag der deutschen Kapitulation, zogen schließlich rumänische Truppen unter dem Befehl von General Zadic in die Stadt ein, der deutsche »Volksrat« erklärte sich mit dem Anschluss an Rumänien, nachdem dieses ihm kulturelle Autonomie zugestanden hatte, einverstanden. Der Jüdische Nationalrat verhielt sich neutral. Bei den Friedensverhandlungen von Paris nahm Rumänien 1919 als Siegermacht teil und bekam, neben anderen Territorien, die Bukowina zugesprochen. Großrumänien entstand. Aus Czernowitz wurde Cernăuți.

Die Antschels, Ancels

Im Saal des »Jüdischen Bauhandwerkervereins«, eines der zahlreichen Vereine der Stadt, heirateten Anfang 1920 Leo Antschel (in rumänischer Orthographie: Ancel) und Friederike (Fritzi) Schrager. Das Ehepaar zog in die Wohnung von Leos Vater – die Mutter war verstorben – in der damaligen Wassilkogasse und teilte sich die drei Zimmer mit dem Vater und den beiden jüngeren, unverheirateten Schwestern Leos, Regina und Minna. Am 23. November 1920 wurde ein Sohn geboren, den die Eltern Paul nannten. Er sollte ihr einziges Kind bleiben.

Leo Antschel war ein ausgebildeter Bautechniker, der aber nach dem Ersten Weltkrieg keine Anstellung fand; das Baugewerbe lag in Czernowitz ebenso darnieder wie die ganze einstmals florierende Wirtschaft der Stadt. Leo arbeitete als Makler und später als Vertreter im Brennholzhandel, ein

halbwegs einträgliches Geschäft, weil die waldreiche Umgebung sich als unerschöpflicher Lieferant des Rohstoffs erwies.

Leo und Fritzi stammten aus jüdischen Familien in der Bukowina und Galizien. Leo Antschel-Teitler – nach der mütterlichen wie väterlichen Linie trug das Kind zunächst einen Doppelnamen – wurde 1890 in Schipenitz, einem Dorf nördlich von Czernowitz, in eine jüdisch-orthodoxe Familie hineingeboren. Leo erhielt vom Vater Wolf eine streng orthodoxe Erziehung, Tora- und Talmudstudium, während sich die Mutter um den eigenen Krämerladen kümmerte, in der Bukowina Greißlerei genannt. Israel Chalfen kann die väterliche Linie noch weiter zu den Großeltern, Pauls Urgroßeltern, zurückverfolgen, zu Schikke (Jeschajahu) Teitler und seiner Mathel. Der Urgroßvater war vermutlich *Melamed*, Lehrer der hebräischen Erstklässler und Vorbeter der jüdischen Landgemeinde. Wolf Antschel und sein älterer Bruder David waren die Ersten in der Familie, die einen nichtgeistlichen Beruf ergriffen. David ging nach Sachsen und betrieb in Schwarzenberg bei Chemnitz eine Metallwarenfabrik. Für Leo Antschel-Teitler war die weltliche Berufswahl schon selbstverständlicher. Sein Sohn Paul wuchs in einem Elternhaus auf, in dem das Judentum zwar noch gelebte Selbstverständlichkeit war, aber keine orthodoxe Form mehr annahm. Im Haus seines Großvaters mütterlicherseits indes wurde noch der Schabbat gehalten. Friederike (Fritzi) Schrager, 1895 in Sadagora geboren, stammte aus einer frommen Familie. Ihr Vater, Philipp Schrager, war nach dem Tod seiner zweiten Frau, Adele, der Mutter von Fritzi, 1907 nach Czernowitz gezogen und blieb allein mit vier Kindern zurück: der zwölfjährigen Tochter, der vierjährigen Tochter Blanca, dem zweijährigen Bruno sowie einem älteren Sohn aus der Ehe mit seiner früh verstorbenen ersten Frau. 1911 heiratete er ein drittes Mal. Im Ersten Weltkrieg flohen die Schragers vor den russischen Truppen nach



Paul Celans Mutter Fritzi zwischen 1914 und 1918

Böhmen und blieben für einige Zeit in Lubenz, dann in Aussig, kleinen Städten an der Elbe. »Mama, während des ersten Weltkriegs, in Böhmen –«, notiert Paul Celan später auf einer Fotografie seiner Mutter. Auf die Zeit an der Elbe, auf Böhmen wird er in seinen Gedichten zurückkommen.

Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg war auch in Czernowitz von wirtschaftlicher Not und Entbehrungen gekennzeichnet. In dieser Welt wuchs Paul, als einziges Kind besonders behütet und umsorgt, auf. Der Kindheitsfreund Moshe erinnert sich an ein sehr lebendiges Bild: »Wir saßen auf einem kleinen steinernen Zaun, vor uns ein großer Spielplatz, wo Kinder sich tummeln und großen Lärm machen. Er sprach auf eine merkwürdig verträumte Weise. Ob das seiner allgemeinen Zurückhaltung zuzuschreiben ist, kann ich nicht sagen, aber die Art des Sprechens, also der Ton – sehr leise, ruhig –, ich kann mich z. B. überhaupt nicht an ihn erinnern als schreiend oder als lärmend, als jemanden, der Lärm macht.« Und ein halbes Jahrhundert später findet der Freund eine wunderbare Formulierung: »Es war irgendeine – heute würde ich sagen: so eine besonnene Melancholie über diesem Kinde.«¹³

Paul besuchte den deutschsprachigen Meisler-Kindergarten, mit knapp sechs Lebensjahren kam er ins Meisler-Institut, eine teure Privatschule, dann in die Ssafa-Iwrija (zu Deutsch: hebräische Sprache), eine »Volksschule«, wir würden sie heute Grundschule nennen, von zionistischen Organisationen unterhalten, und in der, neben Deutsch und Rumänisch, Hebräisch Schulfach war. Das Schulgeld wurde den jüdischen Kindern erlassen. Im Herbst 1930 wurde Paul in das Liceu Ortodox de Baeti aufgenommen, das einstige Griechisch-orientalische Oberrealgymnasium in Czernowitz. Es war auch später ein Elitegymnasium mit Rumänisch als Unterrichtssprache. Jüdische Schüler waren zugelassen, aber nicht gern gesehen. Dennoch schickten viele jüdische Eltern

ihre Kinder in die beste staatliche Schule der Stadt. Im Hebräischen erhielt Paul noch einige Zeit Privatstunden, auf denen der strenge Vater bestanden haben soll. Israel Chalfen berichtet, dass dem Schüler das Hebräisch schwergefallen sei. 1934 wechselte Paul wegen des wachsenden Antisemitismus in diesem Gymnasium ins Vierte oder Ukrainische Gymnasium, das als liberal galt. Das Fach Rumänisch unterrichtete der Dichter Aurel Vasiliu, der auf den Schüler, der ein besonderes Interesse für die Botanik zeigte, aufmerksam wurde und dessen Begabung für Sprachen und Literatur früh erkannte.

Winterkastanien

In ihren *Erinnerungen an Paul Celan* zeichnet die ein Jahr jüngere Edith Silbermann ein Bild ihrer gemeinsamen Herkunft:

Wenn man vom Haupteingang des Czernowitzer Volksgartens die Siebenbürgenstraße zur Kaserne des 8. Jägerregiments überquerte, kam man nach wenigen Schritten zum steilen Töpferberg, der in die Bräuhausgasse mündete. Dort stand mein Elternhaus, und gegenüber, im etwas auffälligen, ebenerdigen Haus, dessen Front zur Feldgasse hin sah und das noch keine Wasserleitung, sondern einen Ziehbrunnen im Hof hatte, wohnte der Herrenschneider Chomed. Mit seinem Sohn, Gustl, meinem Spielkameraden aus früher Kindheit, war Paul als Schüler des 4. Staatsgymnasiums eng befreundet. Der Töpferberg war eine wundervolle Rodelbahn, von der aus, wenn man oben mit Schwung losfuhr und oben nicht bremste, auf der breiteren, ebenen Bräuhausgasse ganz weit gelangen konnte. Die verkehrsreiche Straßenkreuzung, an der morgens rumänische und ruthenische Bäuerinnen und ›Schwäbinnen‹ aus der Vorstadt Rosch Gemüse und Obst feilboten, war des geschäftigen Markttreibens wegen jedoch nicht ungefährlich. Um mich

an den beiden Jungen zu rächen, die mich in ihren sportlichen Leistungen zu übertrumpfen trachteten, den Berg mutiger hinuntersausten und mich ›folgsames Kind, das die Warnungen der Erwachsenen vor den Gefahren des Verkehrs nicht wie sie in den Wind schlug, zu hänseln pflegten, legte ich mir im Herbst auf dem Dachboden einen Vorrat von aus dem Volksgarten heimgebrachten Kastanien an und bombardierte an klaren Wintertagen durch die Dachluke oder vom Balkon aus die vermeintlich Überlegenen mit diesen Wurfgeschossen. Dies war meine erste Kontaktnahme mit Paul.

Pauls Kindheitsfreundin Edith erweist sich viele Jahre später als ebenso umfassende wie genaue Chronistin der gemeinsamen Heimatstadt. *Czernowitz – Stadt der Dichter* heißt ihr Buch, von ihrer Nichte Amy Colin 2015 postum herausgegeben, ein reicher Schatz an Familien- wie Stadtgeschichte, an historischen Ereignissen, reich vor allem auch an Literaturgeschichte. Aber nicht minder an Alltagsgeschichte. Ihre Mutter etwa stellt Silbermann anhand von deren Kochkünsten vor, die zum österreichisch geprägten Czernowitz gehörten:

Meine Mutter war für ihre Käse-, Nuß- und Mohnbuchteln berühmt, die es oft am Montag nach einer Kümmelsuppe oder einem Borschtscht zu Mittag als Hauptgericht gab. Für Freitagabend bereitete sie gewöhnlich einen ›versulzten‹ Karpfen (in Aspik) vor, zu dem wir von ihr selbst gebackenen Kolatsch (Zopf) aßen und davor Fisolenpüree (Bohnenpüree). Fisch kaufte sie in einer Passage in der Liliengasse lebend und ließ ihn vom Händler an Ort und Stelle erschlagen. Sonntag hatten wir immer zum Mittag eine Fleischspeise; Tafelspitz mit Kren (Meerrettich) und Salzkartoffeln, eine Rindssuppe, eine ›goldene Jauch‹ mit Grießknödel – wie wir damals die fette Hühnersuppe nannten –, Hühner-, Puten- oder Gänsebraten

mit Reibekuchen oder Kartoffelpuffern, dazu Möhren oder rote Beete und Sauerkraut oder saure Gurken als Beilage; hernach Kompott, rohes Obst oder eine Mehlspeise. An den übrigen Tagen »Mamaliga« mit Quark und Butter, Spinat, Mohnnudeln, Palatschinken, Powidltschkeln, mit Kartoffeln, gerösteten Zwiebeln und Hackfleisch, Grieben oder Quark gefüllten Maultaschen, Schwammerlsuppe und manch andere leckere Gerichte.¹⁴

»Mamaliga«, eine Art Polenta, war ein Grundgericht der bukowinischen Küche, wie die Chronistin bei ihrer Auflistung der Czernowitzer Kulinarika nicht zu erwähnen vergisst.

Pauls Freundschaft mit Edith, die mit Mädchennamen Horowitz hieß, begann um 1937. Zwei Jahre zuvor waren die Antschels in eine Wohnung in der Masarykgasse gezogen, nahe Pauls Schule, in ein neu errichtetes Viertel für die gehobene Mittelschicht der Stadt. Gemeinsam mit Gustav, genannt Gustl, Chomed bildeten sie ein Freundestrio. Ediths Vater, der »Herr Professor« genannt, war ein studierter Gräzist, der zudem eine Banklehre absolviert hatte. Einige Jahre hatte er an Czernowitzer Gymnasien unterrichtet, dann aber die Lehrtätigkeit aus Widerwillen gegen die neuen Herren der Verwaltung beendet, die auf eine »Rumänisierung« des gesamten Schulwesens der Stadt drängten. In der Bibliothek von Professor Horowitz konnte der heranwachsende Paul nach Herzenslust stöbern. Dort entdeckte er zwei Schriften, die für sein Schreiben entscheidend sein werden: Hofmannsthals *Brief des Lord Chandos* und den Erzählungsband *Ein Landarzt* von Kafka, klassische Texte der Moderne.

Ilse Goldmann, 1921 in Czernowitz geboren, auch sie eine Jugendfreundin, erinnert sich an den 15-, 16-jährigen umschwärmten Paul als einen selten schönen Menschen, »ganz in der Art jugendlicher Romantiker, etwa Byrons oder Shelleys, mit sanften Rehaugen und einem goldüberhauchten

Pfirsichton der Haut, mit langen, schlanken, sehr ebenmäßigen Gliedern. Einer seiner verständnisvollen Bewunderer verglich ihn mit einer jungen Erle, nicht zu Unrecht. Manchmal schien mir um ihn eine Schwüle wie in einem Treibhaus voller Orchideen zu herrschen. Er hatte eine durchaus mädchenhafte Art, den Kopf auf die Seite zu legen und den Blick passiv und elegisch schweifen zu lassen, die mich wütend machte.« Was andere ansprach, Schönheit und Ebenmaß des jungen Paul, ließ Ilse auf Distanz gehen: »Seine Gegenwart belastete mich, und das wurde nie anders. Ich mochte ihn vom ersten Augenblick an nicht. Meine Abneigung [...] stammte aus der Physis.«

Ruth Kaswan, geborene Kissmann (1921–1999), indes, eine Jugendfreundin aus den 1930er Jahren, berichtet von der gemeinschaftlichen Lektüre von Rimbaud, Gide und Rilke. »Ich erinnere nicht viel von Pauls Rezitationsfähigkeit, und von den Gedichten, die er damals schrieb, ist mir nicht einmal ein allgemeiner Eindruck verblieben. Ich erinnere, dass unser Prüfstein Verlaine war – das Bildhafte, das Musikalische der Sprache. Die Form war sehr wichtig, und wir waren weit mehr mit dem Stil als mit dem Inhalt beschäftigt.«

Als Ort vieler Völker und Sprachen stand Czernowitz nicht allein da. Das alte Lemberg, Prag, Vilnius oder Krakau können es darin mit der jüngeren Schwesterstadt aufnehmen. Czernowitz zeichnet aber die literarische Vielfalt an Formen wie Motiven, Themen wie Figuren, auch das Experimentieren mit Stilen aus. Man kann von einem Literatop sprechen, einem Ort, an dem sich die sozialen, politischen wie ästhetischen Energien literarisch äußern: in der Dichte wie Intensität, im Austausch, aber mehr noch im Streit wie in der Abgrenzung eine einzigartige Stadt im letzten Jahrhundert. Czernowitz war eine Bücherstadt mit Autorinnen und Autoren wie Rose Ausländer, Moshe Altman, Alfred Gong, Alfred Kittner, Itzik Manger, Immanuel Weissglas und Manfred